

Krise und Sprache: Theoretische Anmerkungen

Heidrun Kämper

Das Thema »Krise und Sprache« hat einen hohen Evokationsgehalt und ist zumindest nach den beiden Perspektiven »Krise der Sprache« und »Sprache der Krise« ausdeutbar. Diese beiden Perspektiven sollen auch die folgenden Überlegungen leiten, wobei sie in unterschiedlicher Ausführlichkeit reflektiert werden. »Krise der Sprache« – diese Perspektive fragt danach, ob ein als nichtkrisenhafter Zustand einer Sprache in einen krisenhaften übergegangen ist bzw. übergehen kann. Die Perspektive »Sprache der Krise« setzt voraus, dass krisenhafte gesellschaftliche Zustände in einer spezifischen Art und Weise sprachlich repräsentiert werden. Vor diesem Hintergrund möchte ich in der folgenden Skizze drei Fragestellungen formulieren und mehr oder weniger ausführlich beantworten:

1. Gibt es einen Zusammenhang zwischen Sprachkrisen und gesellschaftlichen Krisen?
2. Lassen sich historische gesellschaftliche und politische Krisen auch als Sprachkrisen beschreiben?
3. Wie werden bestimmte Phasen der Gesellschaftsgeschichte sprachlich als Krise repräsentiert bzw. konstituiert?

1. Gibt es einen Zusammenhang zwischen Sprachkrisen und gesellschaftlichen Krisen?

Um diese Frage beantworten zu können, ist zunächst zu klären: Was sind Sprachkrisen? Wenn wir die Geschichte der Sprachreflexion vergegenwärtigen,

tigen, haben wir allen Anlass anzunehmen, dass Sprache sich im immerwährenden Zustand der Krise befunden hat. Und wenn wir außerdem annehmen, dass die Geschichte der Sprachkrisen mit der Geschichte der Sprachkritik identisch ist, dann können wir diese Geschichte mit der Antike ansetzen¹ – hier lediglich einige Beispiele aus der Neuzeit:

Kulturpatrioten fragen im frühen 17. Jahrhundert nach der Stellung ihrer Sprachen im Gefüge der Nationalsprachen, und die Mitglieder der deutschen Sprachgesellschaften werden nicht müde, die Leistungsfähigkeit des Deutschen und seine Ranggleichheit mit dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen zu behaupten: Sprachkrise erscheint hier als Leistungskrise.² Chauvinisten kämpfen seit dem 17., intensiv im späteren 19. Jahrhundert und bis heute sprachpuristisch für die von ihnen als »Reinheit« verstandene Abwesenheit fremdsprachlicher Ausdrücke – wider die »Verwälschung« des Deutschen ist ein sich heute vor allem als Anglizismenfuror ausprägender sprachkritischer Ausdruck von Fremdenfeindlichkeit: Die Sprachkrise ist hier eine Fremdwortkrise.³ Um die Wende zum 20. Jahrhundert verzweifeln Literaten und Dichter an einem ästhetisch motivierten Sprachproblem, wahrgenommen als Begrenztheit dessen, was dichterische Imagination umzusetzen wünscht. Ich verweise auf Fritz Mauthners antipositivistische Sprachkritik (»Wortfetischismus«), sowie auf den Chandosbrief Hugo von Hofmannsthals aus dem Jahr 1902: »Die Worte zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze« lautet die allseits bekannte Verdichtung wahrgenommener Sprachkrise: Hier firmierte die Ausdruckskrise als Sprachkrise.⁴ Die radikal-aufklärerische feministische Sprachkritik der 1970er bis 1990er Jahre hat zum Ziel: »aus Männersprachen humane Sprachen«⁵ zu machen, was bedeutet, Frauen sprachlich zu repräsentieren – Sprachkrise stand hier für eine Bewusstseinskrise. Zu nennen sind Sprachpfleger und Puristen, die ein sprachliches Ideal voraussetzen, von dem sich Sprache vorgeblich entfernt. Für diese in ihrer radikalen Ausprägung oftmals nicht professionelle Form der Sprachkritik

1 Jürgen Schiewe beginnt seine Darstellung der Geschichte der Sprachkritik etwa mit Platons Dialog »Kratylos« (vgl. Schiewe, *Macht der Sprache*).

2 Vgl. v. Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte*, S. 112ff.

3 Vgl. Alan Kirkness, »Fremdwort und Fremdwortpurismus: Lehren aus der Sprachgeschichte für den Deutschunterricht«, in: *Sprache und Literatur* 52 (1983), S. 14–29.

4 Vgl. Schiewe, *Macht der Sprache*, S. 176ff.

5 Pusch, *Alle Menschen werden Schwestern*.

stellt sich Sprachkrise als *Sprachverfall* dar, die Nichtvereinbarkeiten mit einem vermeintlichen Ideal werden als sprachliche Verstöße getadelt und als entsprechende Indizien gewertet – Sprachkrise als Verfallskrise. Wir können schließlich verweisen auf Sprachkrisen als Wissensrepräsentationskrisen (Experten-/Laiendiskurs), als Bedeutungskonstituierungskrisen (aufgrund unterschiedlicher semantischer Voraussetzungen, etwa in der politischen Semantik), als Sprachverstehenskrisen (aufgrund unterschiedlicher Verstehensvoraussetzungen, etwa als soziolektales Phänomen) usw.

Alle diese Beispiele sind Dokumente von Sprachkrisen. Indes lässt sich das krisenhafte Motiv dieser Sprachkritik kaum als Krise im allgemeinen Sinn fassen. Es sind stets sprachimmanente Krisenmotive, die zur Sprachkritik herausfordern, nicht aber gesellschaftliche bzw. politische. Was wir also aus diesen wenigen Beispielen für unseren Zusammenhang ableiten können, ist: Es scheint keinen Zusammenhang zwischen Krisen und Sprachkrisen in dem Sinn zu geben, dass als Sprachkrisen konzipierte Epochen oder Phasen der Sprachgeschichte auch eine Entsprechung auf der gesellschaftlichen bzw. politischen Ebene hätten.

2. Lassen sich historische gesellschaftliche und politische Krisen auch als Sprachkrisen beschreiben?

Mit dieser Frage haben wir die Perspektive umgekehrt. Unabhängig davon, wie »gesellschaftliche bzw. politische Krise« definiert wird, hängt hier die Antwort von der sprachtheoretischen Perspektive ab. Diese Perspektive ist zu unterscheiden nach der der *langue* oder der *parole*, nach der des Sprachsystems oder des Sprachgebrauchs.⁶

6 Diese Unterscheidung geht auf den Begründer der modernen Linguistik, Ferdinand de Saussure, zurück. Zur Konstituierung des Gegenstands der Linguistik unterscheidet Saussure zwischen *langue* und *parole*, übersetzt System und Gebrauch, und legt als einzig sinnvolle Perspektive der Linguistik die der *langue* fest. Ohne die Nützlichkeit dieser Unterscheidung in Zweifel zu ziehen, hat sich die Linguistik in ihrer weiteren Geschichte von diesem Dogma gelöst – Fragestellungen der Sozio- und Pragmalinguistik etwa sind anders nicht denkbar.

Aus der *sprachsystematischen* Perspektive lautet die Antwort: Das System der deutschen Sprache ist seit dem 18. Jahrhundert relativ stabil und verändert sich kaum. Systematisch betrachtet ist vor als »Krisen« bezeichneten bzw. wahrgenommenen Phasen nicht anders gesprochen worden als danach. Systemveränderungen vollziehen sich nicht in Sprüngen, sondern sind nur aus der *longue-durée*-Perspektive wahrzunehmen – das ist die Position der systemische Veränderungen beschreibenden Sprachgeschichte, die entsprechend die Periodisierung der Sprachgeschichte in 300 bis 400 Jahre umfassende Epochen segmentiert.⁷

Aus der Perspektive der *Sprachgebrauchsgeschichte* indes lässt sich eine andere Antwort geben. Im Horizont der konkreten Realisierung von Sprache, des Sprachereignisses, lassen sich »außersprachliche« und sprachliche Phänomene zusammendenken und ein Bedingungsverhältnis zwischen politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen und Krisen beschreiben. Unter dieser Voraussetzung manifestieren sich krisenbedingte sprachliche Veränderungen auf unterschiedlichen sprach- und kommunikationsrelevanten Ebenen: Gesellschaftliche und politische Krisen und Umbrüche werden sprachlich repräsentiert durch neue Beteiligtenkonstellationen, durch neue Themen und neue Kommunikationsformen, durch neue Textsorten, neue Stile, neue Wortschätze usw. – Dabei schließt übrigens »neu« entweder auch eine gesteigerte Frequenz ein, eine Wiederbelebung oder eine Umdeutung. »Neu« im radikalen Sinn ist eine Kategorie, mit der man sprachliche Erscheinungen indes nur äußerst selten bezeichnen kann. – Das Aufkommen dieser sprachlichen Veränderungen ist also nicht zuletzt mit gesellschaftlichen Veränderungen (Krisen) erklärbar. Grundidee ihrer Beschreibung und Darstellung muss natürlich die gesellschaftliche Bedingtheit von Sprache sein – die Grundperspektive

7 So wird etwa dagegen argumentiert, bestimmte gesellschafts- und politikgeschichtlich lebhaftere Untersuchungszeiträume, die typische und markante Sprachgebrauchsweisen erwarten lassen, auszuweisen: »sprachgeschichtliche Periodisierungsversuche, die kurzatmig mit fünf, zehn oder zwölf Jahreszeiträumen operieren und die Sprachepochen auch noch direkt an die Daten der politischen Geschichte binden«, seien »von vornherein verfehlt« (Walther Dieckmann, »Diskontinuität? – Zur – unbefriedigenden – sprachkritischen und sprachwissenschaftlichen Behandlung der Nachkriegssprache in Deutschland 1945–1949«, in: *Nachkriegsliteratur in Westdeutschland. Band 2: Autoren, Sprache, Traditionen*, hrsg. von Jost Hermand, Helmut Peitsch & Klaus R. Scherpe (Berlin: Argument, 1983), S. 89–100, hier: S. 92).

kulturwissenschaftlicher Linguistik.⁸ Der Umbruch von 1945, der rasche Wechsel von der Diktatur zur parlamentarischen Demokratie, drückt sich etwa sprachgebrauchsgeschichtlich u.a. wie folgt aus: Auf der Sprecherebene beteiligen sich neue Diskursgemeinschaften, indem z.B. die von der Nazidiktatur Verfolgten und Diskriminierten (zu aller erst Juden, dann auch als Demokraten und Theologen Verfolgte) am Nachkriegsdiskurs teilnehmen und ihn prägen. Auf der Ebene der Diskurstopik ändert sich die thematische Diskursstruktur. *Schuld* und *Demokratie* sind etwa die zentralen umbruchartig auftretenden Nachkriegsthemen. Auf der Ebene der kommunikativen Stile bedeutet zum Beispiel die neue Möglichkeit der politischen Debatte die diskursive Auseinandersetzung mit und Praktizierung einer neuen pluralistischen Gesellschaft. Auf der Ebene der Textsorten z.B. manifestiert sich eine seit dem frühen 20. Jahrhundert reich entwickelte aufgeklärte, als demokratisch zu bezeichnende Sprachkritik in dichter Ausprägung, die die suggestive, propagandistische und euphemisierende Sprache der Politik inkriminiert; zu nennen sind Victor Klemperers »LTI«, Sternbergers/Storzs/Süskindes »Wörterbuch des Unmenschen«, Karl Korns »Sprache in der verwalteten Welt« – allesamt, als Sprachkritik mit dem Ziel der Entnazifizierung der Sprache, Neuerscheinungen auf der Textsortenebene. Schließlich und insbesondere auf der Wortschatzebene wird dieser Umbruch lexikalisch repräsentiert z.B. von der bereits 1918/19 begonnenen, jetzt fortgesetzten und ausdifferenzierten Ausbildung des politisch-sozialen Wortschatzes der parlamentarischen Demokratie.⁹ In Bezug auf die frühe Weimarer Zeit ist in diesem Zusammenhang auf die Untersuchung von Thomas Mergel zu verweisen, der kommunikative Stile und Sprachen des Weimarer Parlaments dargestellt hat. Diese lassen sich aus sprachhistorischer Sicht durchaus als Umbruchphänomene interpretieren.¹⁰

Wir haben danach gefragt, ob sich gesellschaftliche bzw. politische Krisen auch als Sprachkrisen beschreiben lassen. Aus der Perspektive der

8 Vgl. Peter J. Berger & Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie* (Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 1999).

9 Vgl. Heidrun Kämper, *Der Schulddiskurs in der frühen Nachkriegszeit. Ein Beitrag zur Geschichte des sprachlichen Umbruchs nach 1945* (Berlin & New York, NY: De Gruyter, 2005).

10 Mergel, *Parlamentarische Kultur*.

Sprachgebrauchsgeschichte, das können wir zusammenfassend sagen, lassen sich die vier zentralen politischen und gesellschaftlichen Umbrüche bzw. Krisen des 20. Jahrhunderts, 1918/19, 1945, 1933, 1989/90, als sprachliche Umbrüche verstehen.¹¹ Diese Umbrüche sind solche der Demokratiegeschichte. Als solche lassen sie sich im Sinn von Demokratisierung, Entdemokratisierung und Redemokratisierung in Beziehung setzen zu der sprachlichen Demokratiegeschichte des 20. Jahrhunderts.¹²

Den Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher bzw. politischer Krise und Sprachkrise beschreiben wir also, indem wir zum einen Sprachkrisen als Manifestationen eines umbruchartig sich vollziehenden Sprachgebrauchswandels verstehen. Zum andern können wir voraussetzen, dass gesellschaftliche Krisen durch Sprachgebrauchswandel gespiegelt werden. Mit Koselleck hat die sprachliche Repräsentation gesellschaftlicher Krisen Indikatorfunktion: Gesellschaftliche Krisen werden durch Sprache repräsentiert und damit indiziert. Und schließlich: Gesellschaftliche Krisen sind sprachliche Konstruktionen – soll heißen: Die Art und Weise, wie über Sachverhalte als Krise gesprochen wird, stellt ein die Krise konstituierendes Moment dar. Mit Koselleck hat die sprachliche Repräsentation von Krise die Funktion des Faktors. Wir sehen: Die Beantwortung der Frage danach, ob sich historische gesellschaftliche und politische Krisen auch als Sprachkrisen beschreiben lassen, lässt sich, unter der Voraussetzung, dass die Bezugsebene die des Sprachgebrauchs ist, insofern bejahen, als gesellschaftliche Krisen wesentlich sprachlich repräsentiert und damit konstituiert sind. Damit stellt sich die Frage nach der Musterhaftigkeit sprachlicher Krisenrepräsentationen.

11 Vgl. aus historischer bzw. politischer bzw. gesellschaftsgeschichtlicher Sicht die Darstellungen in Dietrich Papenfuß & Wolfgang Schieder (Hrsg.): *Deutsche Umbrüche im 20. Jahrhundert* (Weimar & Wien: Böhlau, 2000)

12 Kämper, »Sprachgeschichte«.

3. Wie werden bestimmte Phasen der Gesellschaftsgeschichte sprachlich als Krise repräsentiert bzw. konstituiert?

Diese Frage möchte ich im Folgenden thesenartig ausbuchstabieren. Die drei Leitthesen lauten:

1. »Krise« ist die Bezeichnung der Wahrnehmung eines Zeitphänomens.
2. Der Ausdruck »Krise« bündelt die drei Zeitdimensionen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und kategorisiert auf diesem Zeitraster ein Schuldphänomen. Daher sind Krisendiskurse durch eine zeitreflexive und tribunalhafte Struktur gekennzeichnet.
3. Krisendiskurse sind Identitätsdiskurse, und diskursive Strategien der Korrektur von Identität repräsentieren dieses Segment.

Die empirische Basis dieses Modells bilden zwei Diskurse, die rund 65 Jahre trennen und die unter gänzlich verschiedenen historischen und sozialen Bedingungen stattfanden. Der eine Diskurs betrifft die frühere Nachkriegszeit 1945ff. Diesen habe ich in großer Ausführlichkeit und auf breiter Textbasis untersucht.¹³ Seine sprachgeschichtliche Einordnung steht im Kontext mit einem das 20. Jahrhundert überspannenden sprachgeschichtlichen Umbruchprojekt.¹⁴ Der zweite Diskurs, den ich zum Vergleich herangezogen habe, betrifft den der Finanzkrise 2008/2009. Sprachliche Dokumente zu diesem habe ich, allerdings äußerst stichprobenartig, für diese Zeit aus online-Ausgaben von *Spiegel* und *Zeit* sowie aus einigen Printausgaben der *Zeit* erhoben. Ich behaupte auf gar keinen Fall, dass diese Sprachdaten unbedingt belastbar sind. Wir werden jedoch sehen, dass sie zum Nachweis bestimmter musterhafter sprachlicher Ausdrucksformen ausreichen.

These 1: »Krise« ist die Bezeichnung der Wahrnehmung eines Zeitphänomens

»Krise ist ohne ... Zeitlichkeit nicht zu denken« lesen wir in der Einführung zu diesem Band.⁴ Und unabhängig davon, ob eine bestimmte Phase der Gesellschaftsgeschichte nach soziologischen oder wirtschaftswissenschaftlichen Kriterien die Verwendung der Kategorie »Krise« rechtfertigt,

¹³ Kämper, *Der Schulddiskurs*, a. a. O. (Anm. 9).

¹⁴ Kämper, »Sprachgeschichte«.

ist sie, als sprachliche Wirklichkeit, Ausdruck einer Wahrnehmung. 1945ff nahm man wahr: zerstörte Städte, vernichtete Existenzen, verlorener Krieg, ungeheure staatlich legitimierte Verbrechen, alliierte Besatzung, Kollektivschuldvorwurf. 2008/09 nimmt man wahr: stürzende Börsenkurse, fallierende Banken, zusammenbrechende Unternehmen. »Wahrnehmung« soll, das machen die Beispiele deutlich, natürlich nicht eine Opposition zu »Wirklichkeit« herstellen, sondern eine Disposition bezeichnen, nämlich die Bereitschaft, in Zeiten, die man als Krise bewertet, vor allem solche Phänomene im Diskurs zu konstituieren, die dieser Wahrnehmung entsprechen: In Krisenzeiten besteht die sprachliche Konstruktion von Wirklichkeit aus der sprachlichen Konstruktion von solchen Phänomenen, die man als Krisenphänomene konstituiert. Wir können mit Wilhelm Köller von der »Erlebnishomogenität« und »Wertqualität«¹⁵ sprechen, die Zeitphänomene für Zeitgenossen haben, und die sie als Zeitgestalten diskursiv, also kollektiv, sprachlich repräsentieren. Die konstitutive Macht solcher Repräsentationen ist uns allen noch im Zusammenhang mit der Behauptung immenser Lager von Massenvernichtungsmitteln gegenwärtig, die eine entscheidende Legitimationsbasis des Irak-Krieges darstellte.

These 2: Krisendiskurse bündeln die drei Zeitdimensionen

»Krise« bezeichnet gegenwartsbezogen den Moment eines Prozesses, an dem sich die weitere Entwicklung dieses Prozesses entscheidet und der von umfassenden gesellschaftlichen und politischen Veränderungen begleitet ist; in dem Vorher und Nachher sich vehement voneinander unterscheiden; in dem bisher Gültiges fragwürdig wird. Es ist der Moment des Kairos. »Krise« kategorisiert m.a.W. ein gegenwartsbezogenes Zeitphänomen, und zwar mehr oder weniger plötzliche, mehr oder weniger umbruchartige gesellschaftliche und/oder politische Veränderungen. Mit einer, betont auf das Jetzt als Bewusstseinskategorie referierenden Haltung nimmt man die Krisengegenwart wahr. *Wir müssen uns darüber klar werden, wo wir heute stehen* ist eine Formel solch gegenwartsbezogenen Krisenbewusstseins. Dieses Bewusstsein drückt sich sprachlich darin aus, dass Gegenwart in das Format einer historischen Einmaligkeit

¹⁵ Köller, *Perspektivität und Sprache*, S. 424f.

gebracht wird: *wie noch nie, geschichtlich beispiellos, die/der/das größte x der Geschichte* sind Formeln der frühen Nachkriegszeit, *die größte Wirtschaftskrise seit 1929, eine der schwersten Wirtschaftskrisen aller Zeiten* sagt man im November 2009. Darüber hinaus wird auf die Gegenwart als solche pointiert und explizit Bezug genommen. Man emphatisiert die Gegenwartswahrnehmung mit Zeitdeiktika in hoher Frequenz (1945ff.: *heute, unser Heute, heutig, unsere/in dieser/in solch einer Zeit, in dieser Stunde*, 2009: *gerade jetzt, in diesen Krisentagen, dieses Krisenjahr*). Man stellt so eine entindividualisierte Beziehung zur Gegenwart her und richtet das Denken auf Allgemeingültiges. Schließlich sind die gegenwartsbezogenen, als Krise zu konstituierenden Phänomene Anlass zu sprachlicher Bildhaftigkeit: Man repräsentiert Gegenwart metaphorisch, und zwar standardisiert mit denjenigen sprachlichen Bildern, die stets verfügbar sind, wenn es gilt, Normabweichungen, Ungleichmäßigkeit etc. zu bezeichnen.¹⁶ Mit solchen metaphorischen Standards konstituiert man in Umbruchzeiten die Gegenwart als Zeit des Unten, der Leere bzw. der Unordnung (1945ff.: *Abgrund, Nichts, Apokalypse*, 2009: *Untergang der Wall-Street, Chaos*).

»Krise« ist ein Ausdruck mit limitischem Potenzial. Eine Gegenwart wird so von einer Vergangenheit abgegrenzt. Diese Abgrenzung ist Ergebnis von bewertenden Vergleichshandlungen. Daher bezeichnet »Krise« vergangenheitsbezogen die Alterität des Schlechteren. Diese Alterität wird konstituiert in numinosen Kategorien von Entwirklichung und Mythos (1945ff.: *Auswurf der Hölle, satanisierte Welt, Inkarnation des Bösen*, 2009: *Brandstifter, Finanzhaie, Exzesse*). Alterität konstituieren außerdem pathologisierende, entmoralisierende, enthumanisierende, kurz: entzivilisierende Bilder (1945ff.: *pathologische Verbrecher, Entartung, Glücksspieler* [Hitler], *Bestie, menschliche Zerrbilder*, 2009: *Giftmüll, der die Krise auslöste, Zockerei, Gewinne verprassen, Milliarden verspielen, Gier der Unternehmen, Scharlatanerie, Habsucht, Phantom* [Dirk Jens Nonnenmacher]). Mit diesen Deutungsmustern vermittelt die Diskursgemeinschaft ihre Sicht auf die Ursache der Krise als das schlechthin unmenschliche Böse. In einem abstrakten Sinn handelt es sich dabei um die Strategie

16 Vgl. zu den metaphorischen Universalien George Lakoff & Mark Johnson, *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern* (Heidelberg: Carl-Auer-Systeme, 1998).

der aus der Gemeinschaft isolierenden Ausgrenzung des Bösen, das heißt Entnormung. Und es gilt hier das zur Metaphorik Gesagte: Man greift im Diskurs auf ein kultur- und damit sprachgeschichtlich überliefertes Standardinventar zurück.

Differenzierte Schuldreflexionen im Rahmen einer Krisenkonstituierung referieren nicht nur auf diejenigen Personen, die man als (häufig namentlich gekennzeichnete) Hauptschuldige präsentiert, sondern haben darüber hinaus eine Autoperspektive – über die Krise reden ja vor allem diejenigen, die sich als nichtverantwortlich verstehen, was sie nicht daran hindert, Selbstbetrachtungen anzustellen. Man referiert auf die Auch-, jedoch weniger Schuldigen. Dabei sucht man nach Antworten auf die Frage *Wie war das möglich? Wie konnte es sein, dass ein Kulturvolk mit solch hohen Qualitäten wie das deutsche den Nationalsozialismus zuließ?* fragt man z.B. 1945ff., *Wie konnte es sein, dass sich eine Krise von derartigen Ausmaßen entwickelt hat?* lautet die Fragestellung 2008/09. *Wir waren zu x, wir waren nicht genug y* sind die formelhaften selbstreflexiven Deutungsmuster, die diese Frage beantworten.¹⁷ Ebenso werden Nationalstereotype geltend gemacht, und insbesondere greift man auch hier zu metaphorischem Standardinventar, in diesem Fall der Krankheits- und Schmutzmetaphorik: *Idealismus, Hybris, Militarismus, politische Unmündigkeit* sind 1945 immer wiederkehrende hochfrequente Diskurskonstituenten ebenso wie *wir haben uns schmutzig gemacht*. 2009 lauten die Formeln *wir haben uns blenden lassen, wir haben nicht genug kontrolliert, wir waren wie besoffen*. Solche Zuschreibungen lassen Anschlussfähigkeit zu. Was schmutzig ist, kann gereinigt werden, wer sich hat blenden lassen, kann künftig genauer hinschauen, wer besoffen war, wird wieder nüchtern. Diese argumentative Herstellung von Anschlussfähigkeit ist ein wesentliches Kennzeichen von Krisendiskursen und verweist auf deren zukunftsbezogene Dimension.

Das limitische Potenzial von »Krise« betrifft auch die Zukunftsorientierung dieses Konzepts: Eine Gegenwart wird von einer Zukunft abgegrenzt. Auch diese Abgrenzung ist Ergebnis von bewertenden Vergleichshandlungen. Zukunftsbezogen bezeichnet »Krise« im öffentlichen Diskurs die

17 Musterbildend, mindestens aber dem Muster dieser Versagenseinsicht entsprechend lautet die berühmte Formel des Stuttgarter Schuldbekenntnisses, das die evangelische Kirche im Oktober 1945 abgelegt hat: »wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.«

Alterität des Besseren. Jeder Krisendiskurs hat eine Zukunftsdimension und wenn »die Zeit des Bürgers ... diejenige [ist], die immer stärker zwischen Gegenwart/Vergangenheit/Zukunft unterscheidet und sich immer bewußter an der Zukunft orientiert«¹⁸, dann sind die Teilnehmer an Krisendiskursen Bürger schlechthin. Das Denken, Fühlen und Wollen von krisenbewussten Zeitgenossen einer Umbruchzeit hat eine prospektive Dimension, z.B. im Format von Bekenntnissen zu den hohen Werten und in den Kategorien von Ethik, Moral und Aufklärung. Diese Bekenntnisse werden instrumentiert mit explizit deontischem lexikalischem Potenzial¹⁹ (1945ff.: *Recht, Gerechtigkeit, Wahrheit, Menschenwürde*, 2009: *fair behandeln, ohne ökonomische Radikalität, Integrität, ordnungsethisch bestimmt, Legitimität und Verantwortbarkeit, Grundsätze des ehrbaren Kaufmanns, auf ein vernünftiges Maß zurückführen, Sicherheit*). Mit traditionsvergewisserndem, zustimmungsfähigem Inventar führt man den Zukunftsdiskurs, der mit den typischen und hinsichtlich allgemeiner Wertschätzung wohlkalkulierten Leitwörtern ausgestattet ist.²⁰ Nobelste Ideen bezeichnende Schlüsselwörter, der begriffliche Hochadel von Ethik, Moral und Kultur wird in diesem Diskurssegment versammelt. Das Zukunftssegment ist strategisch notwendiges Element eines Krisendiskurses, denn mit der Berufung auf die hohen Werte legitimieren die Beteiligten den Geltungsanspruch, entweder: im gültigen Wertesystem fest verwurzelt zu sein – wie die Diskursbeteiligten der frühen Nachkriegszeit, oder: ein neues auf

18 Jacques Le Goff, *Geschichte und Gedächtnis* (Frankfurt am Main & New York: Campus, 1992), S. 33.

19 Den Ausdruck übernehme ich von Fritz Hermanns, der Wörter mit deontischer Bedeutung definiert: Es sind »solche[...] Wörter[...], die semantisch nicht nur deskriptiv sind, sondern ebenso auch präskriptiv sind; und die daher nicht allein ein Sein bedeuten, sondern auch ein Sollen; und die deshalb auch geeignet sind, ein Wollen anzuzeigen«. Explizit-triviale Wörter mit deontischer Bedeutung sind etwa *Pflicht, ge, verboten, richtig, falsch* etc. Wörter mit impliziter deontischer Bedeutung sind etwa *Ungeziefer* oder *Unkraut*, denen die Bedeutung »gehört vernichtet« inhärent ist (vgl. Hermanns, »Kognition«, S. 156ff.).

20 Bollenbeck nennt solchen Sprachgebrauch aus Kalkül »resonanzkalkulierende«, da meint auf »Resonanzattraktivität« setzende Strategie (Georg Bollenbeck, »Das neue Interesse an der Wissenschaftshistoriographie und das Forschungsprojekt »semantischer Umbau der Geisteswissenschaften«, in: Ders. & Clemens Knobloch (Hrsg.) *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945* (Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 2001. S. 9–40, S. 25ff.).

Ethik und Moral gründendes Wertesystem zu schaffen – wie die Diskursbeteiligten 2008/09.

These 3: Krisendiskurse sind Identitätsdiskurse

Indem Krisenwahrnehmungen den Impuls für die Einordnung der Einsichten in ein Zeitraster geben, sind Krisendiskurse Identitätsdiskurse. Die Frage nach Wo, Woher und Wohin, also die sprachliche Konstruktion von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft unter den Bedingungen einer Krise ist gleichzeitig auch die Frage nach der Identität eines Kollektivs. Die Befunde vergangenheitsbezogener Analysen und Diagnosen und die Repräsentationen zukunftsbezogener Projekte sind daher ebenso wie die Imaginierung der Gegenwart, m.a.W. das zeitreflektierende Segment von Krisendiskursen, aus der Perspektive der Identitätskonstituierung eine Strategie von Demontage und Konstruktion. Im Zuge einer Identitätsdemontage²¹ spaltet man das für die Krise verantwortliche Segment der Identität ab und konstituiert gleichzeitig die neue kollektive Soll-Identität – wie es scheint, nicht zuletzt im Verfolg einer »Bewahrungsstrategie«²², denn die Soll-Identität ist z.B. 1945ff. die der deutschen Hochkultur, des christlichen Abendlands, eine Identität mithin, die tief in die deutsche Identitätsgeschichte verweist.²³ Im Jahr 2009 ist Identitätsideal z.B. das des ehrbaren Kaufmanns, zu dem man zurückzukehren mahnt. Insofern ist ein Krisendiskurs Identitätskorrektur. Eine Stigmatisierung wird in ein ehrenhaftes Erscheinungsbild gewendet – »Stigma-Management« hat Ervin Goffman diese Strategie genannt.²⁴ Im Zuge dieses identitätsschaffenden Korrekturprozesses sind Vergangenheit und Zukunft in einem

21 Ruth Wodak u.a. unterscheiden *Konstruktive Strategien* zur Etablierung kollektiver Identität, mit denen man versucht, »eine bestimmte nationale Identität aufzubauen und zu etablieren«, von *demonstrierenden* bzw. *destruktiven* Strategien, als Versuche »Teile eines bestehenden nationalen Identitätskonstrukts abzubauen« (Wodak u.a., *Konstruktion*, S. 76).

22 Bewahrungsstrategien »versuchen eine bedrohte nationale Identität aufrechtzuerhalten und zu reproduzieren, ... zu konservieren, zu schützen und zu stützen« (Ebd.).

23 Vgl. Heidrun Kämper, *Opfer – Täter – Nichttäter. Ein Wörterbuch zum Schuldiskurs 1945 – 1955* (Berlin & New York: De Gruyter, 2007), s.v. *Abendland*; Axel Schildt, *Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre* (München: Oldenbourg, 1999).

24 Goffman, *Stigma*.

symbiotischen Verhältnis aufeinander bezogen. Überspitzt können wir sagen, dass der vergangenheitsbezogene Diskurs dem Zukunftsprojekt angepasst wird. Dieses Zukunftsprojekt stellt diejenige Selektionsinstanz dar, welche Vergangenheit so zurichtet, dass sozusagen eine Zukunft aus dieser Vergangenheit möglich ist. Oder, argumentationslogisch ausgedrückt: Das Argumentationsziel wird nie durch die Formulierung von nicht mit ihm vereinbaren Geltungsgründen gefährdet.

4. Fazit

Ich habe die vorgetragenen Überlegungen aus dem Sprachdenken des Diskurses 1945ff. abgeleitet, ergänzt mit solchen aus unserer Gegenwart zur sog. Finanzkrise 2008/09. Die Diskurse haben ihren historischen Platz zwar unter gänzlich unterschiedlichen Bedingungen, ihre Konstellation ist jedoch nicht so disparat, wie es womöglich auf den ersten Blick scheint, denn: Sowohl 1945 als auch 2008/09 haben die Diskursgemeinschaften keine Alternative zu der limitischen und moralisierenden diskursiven Konstituierung der Ursache der Krise, aus der sich die sprachliche Beschaffenheit dieser Krisen-Diskurse ableiten lässt. Und: Sowohl 1945ff. als auch 2008/09 ist die Perspektive auf die Krise die aus der Innensicht. Die Diskursbeteiligten sind zugleich zwar nicht Krisenverantwortliche, aber Krisenbeteiligte. Aus dieser Konstellation konnten wir das Muster Zeitreflexion – Schuldkonstituierung – Identitätskorrektur hinsichtlich seiner sprachlichen Repräsentationen ableiten. Diese sprachlichen Repräsentationen entsprechen dem Handlungszusammenhang der Bewertung, der Entnormung und der Ethisierung. Es lassen sich andere Konstellationen denken, insofern können wir annehmen, dass die Krisenkonstellation ausschlaggebend ist hinsichtlich des diskursiven Modells ihrer sprachlichen Repräsentierung. Außerdem wird die Struktur eines Krisendiskurses abhängig von seinem Gegenstand sein. Schließlich setzen wir voraus, dass die Beschaffenheit eines Krisendiskurses, dessen Beteiligte die Phänomene aus der Außenperspektive reflektieren, ein anderes Muster aktiviert als ein aus der Innenperspektive geführter Krisendiskurs. Unabhängig jedoch von diesen politischen, gesellschaftlichen und sozial-

psychologischen Faktoren ist mit Mustern zu rechnen, die gleichsam im Sinn von anthropologischen Universalien die Diskurse in Krisenzeiten instrumentieren.

Literatur

Georg Bollenbeck, *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters* (Frankfurt am Main & Leipzig: Insel, 1994).

Erving Goffman, *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1967).

Fritz Hermanns, »Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik«, in: *Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen. Jahrbuch 1993 des Instituts für deutsche Sprache*, hrsg. von Gisela Harras (Berlin & New York, NY: De Gruyter, 1995), S. 138–178.

Heidrun Kämper, »Sprachgeschichte – Zeitgeschichte – Umbruchgeschichte. Sprache im 20. Jahrhundert und ihre Erforschung«, in: *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*, hrsg. von Heidrun Kämper & Ludwig M. Eichinger (Berlin & New York, NY: De Gruyter, 2008). S. 198–224.

Wilhelm Köller, *Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache* (Berlin & New York, NY: De Gruyter, 2004).

Thomas Mergel, *Parlamentarische Kultur in der Weimarer Republik. Politische Kommunikation, symbolische Politik und Öffentlichkeit im Reichstag* (Düsseldorf: Droste, 2005).

Peter von Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band II 17. und 18. Jahrhundert* (Berlin & New York, NY: De Gruyter, 1994).

Luise Pusch, *Alle Menschen werden Schwestern. Feministische Sprachkritik* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990).

Jürgen Schiewe, *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart* (München: Beck, 1998).

Ruth Wodak, Rudolf de Cillia, Klaus Hofstätter, Maria Kargl, Karin Liebhart & Martin Reisigl, *Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998).